



Heißufer und Festungsrondell zu Szegedin vor der Überschwemmung.

Szegedin.



em Winkel gegenüber, welchen der Einfluß der Maros in die Theiß bildet, liegt Szegedin (Szeged), eine der ersten Städte des Alföld. Es ist größer und volkreicher als Debreczin, und wenn dieses scherzweise das „calvinistische Rom“ heißt, könnte man jenes füglich das „katholische Debreczin“ nennen. Der Ursprung seines Namens wird verschieden erklärt. Einige leiten ihn von dem Worte „szeg“ oder „szeglet“ (Ecke, Winkel) ab, weil die der Theiß zuströmende Maros das Bett des Mutterstromes gerade gegenüber der Stadt fast genau im rechten Winkel trifft, wobei ihr unterer Lauf zwei dreieckige Flächen Landes bildet. Nach Anderen wäre der Name Szeged aus „sziget“ (Insel) entstanden, da zur Zeit der ersten Niederlassung die Stelle, wo jetzt die Stadt erbaut ist, eine Inselgruppe gewesen, deren kleine Eilande im Laufe der Zeit (wie es sich 1879 bei den Bohrungen im Überflutungsterrain herausstellte), theils durch Verschlamung, theils durch Erdaufschüttung, also durch die Niesenarbeit von Menschenhänden, mit einander verwachsen seien. Die archäologischen Funde, die bei den Erdarbeiten zu Öthalom, Sziller und Köszke gemacht wurden, waren so zahlreich und so geartet, daß nach ihrem Zeugniß dieser Ort ohne Zweifel schon in der Urzeit eine Kampf- und Niederlassungsstätte der Wandervölker gewesen sein dürfte. Unter dem Namen „Szeged“ erscheint er zuerst 1199 als Sitz eines Erzdechanten in dem Briefe Papst Innocenz' III. und wird von da an immer häufiger in

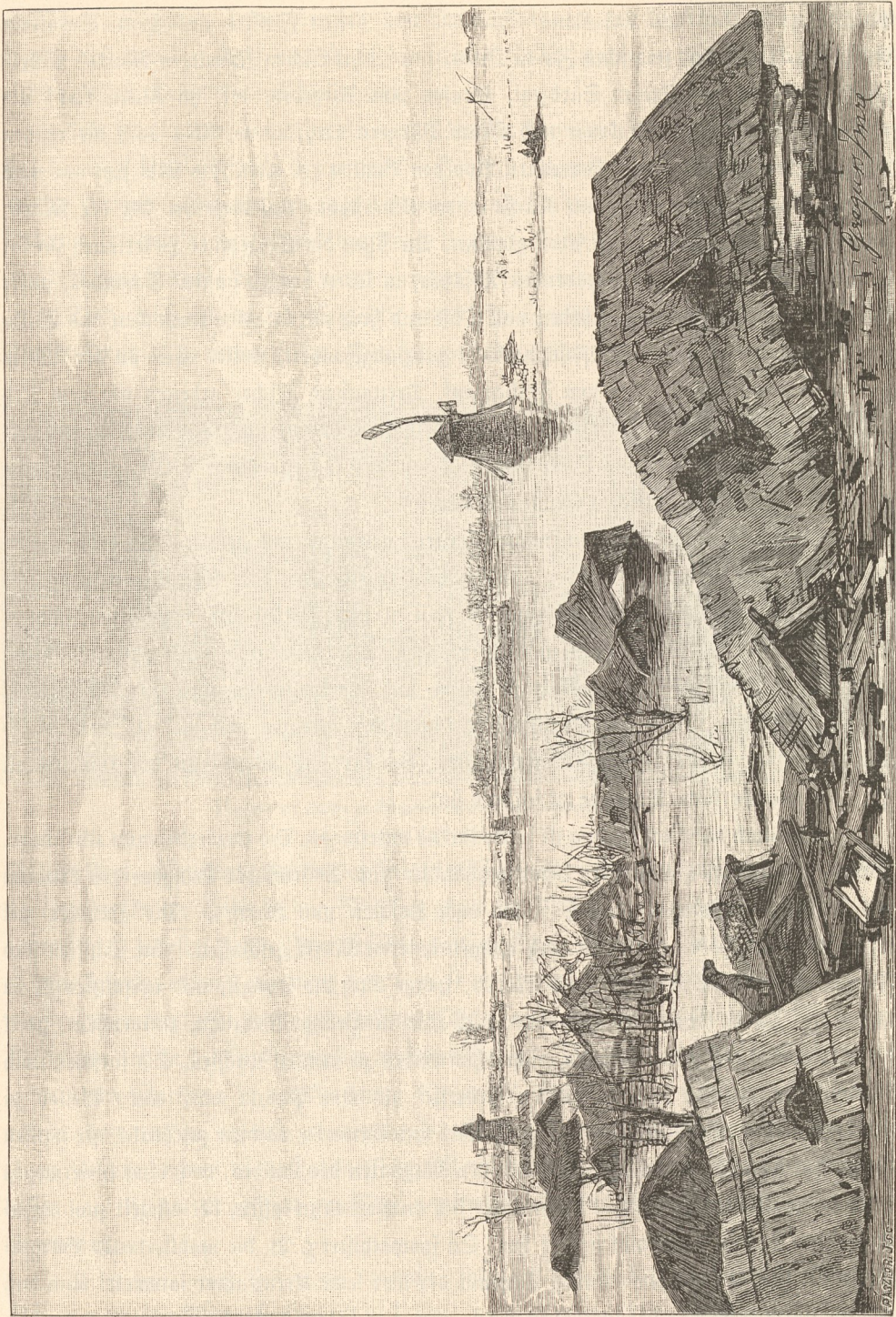
königlichen Urkunden als Ort eines Salzamtes erwähnt. Bald kommt er auch als Münzstätte vor. Kurz nach der Eroberung des Landes müssen sich daselbst Fischer und Hirten niedergelassen haben, da die einwandernden Magyaren sich mit Vorliebe an reichen Weidplätzen und gutem Wasser niederließen.

Der erste Aufschwung des Ortes fällt in die Zeit Sigismunds. Der König litt oftmals Geldnoth und da halfen ihm mitunter die Szegediner aus. Sie trieben schon damals lebhaften Handel durch das ganze Land hin theils mit gewerblichen Erzeugnissen, theils mit Naturproducten. Sie hatten Geld und benützten es geschickt, um sich Privilegien und allerlei Vergünstigungen zu verschaffen. Sigismund gibt ihnen viele Vorrechte und erläßt unter Anderem die strenge Verfügung, daß den Szegediner Kaufleuten nirgends im Lande etwas in den Weg gelegt und nicht Mauth, noch Hafenzoll von ihnen gefordert werde.

Mit vieler Gewandtheit wissen sich die Szegediner in der Gunst der Fürsten festzusetzen. Die Könige im Allgemeinen, besonders aber die Hunyadis, bekunden eine auffallende Anhänglichkeit für die Stadt, die sich in jener Zeit rasch hob, vor Allem weil die Einwohner von altersher berühmt waren wegen ihres Handelsgeistes und einer damit verbundenen Umsicht, die sie aus mancher Gefahr und Unannehmlichkeit heil entchlüpfen ließ. Dieser Eigenschaft, sowie der günstigen Lage der Stadt danken sie es, daß, während andere Städte der Schauplatz blutiger Schlachten sind, sie selbst friedlich gedeihen und höchstens mit den Széchys oder Garais als nachbarlichen Besitzern und häufiger insbesondere mit den Rumanen mehr oder weniger bedeutende Händel und Proceffe haben. Die Szegediner lassen sich schon im Mittelalter von einem gewissen Localpatriotismus leiten. Ihre politische Haltung ist keine halsstarrige; wenn es das Interesse ihrer Stadt erfordert, beugen sie sich folgsam vor Deutschen und Türken, je nachdem diese oder jene die Oberhand haben.

Durch dieses politische Verhalten und günstige Umstände wurde die Stadt so bedeutend, daß Bertrand de la Broquière, der Ungarn im Jahre 1433 bereiste, in seinem Tagebuche schreibt: „Die Stadt Szegedin besteht aus einer einzigen großen und offenen Straße, die mir etwa eine Meile lang zu sein schien“. Und in demselben Verhältniß wie die Stadt sich ausdehnte, erweiterte sie auch ihr Gebiet, das sich gegenwärtig schon über 867 Quadratkilometer erstreckt. Im Mittelalter wohnt der Szegediner Bürger gewöhnlich in einem ebenerdigen, aus großen Backsteinwürfeln gebauten Hause, er trägt eine der ganzen Länge nach mit Knöpfen besetzte Weste und Toppe aus grobem weißen Tuche, läßt aber Frau und Tochter in werthvolle Stoffe gekleidet einhergehen und einen seiner Söhne „die Schulen besuchen“. Seit 1519 finden wir in den Matrikeln der Universitäten von Wien, Krakau und Wittenberg fast alljährlich Studenten aus Szegedin.

Aber neben den niedrigen Häusern erheben sich in dem Stadttheile „Alsó Zyget“ (= alsó sziget, untere Insel, unterer Wörth), in der heutigen Unterstadt, auch hochadelige



Die Unterstadt von Esjebodn während der Überschwemmung von 1879.

Paläste, z. B. der des Ladislaus Szilágyi, von dessen Fenster aus Herr Sebastian Vid Anno 1527 den serbischen Zaren Ivan, den „schrecklichen schwarzen Mann“ niederschloß, oder der des Stefan Sárzégi, Grafen von Szegedin, der ihn Anno 1511 um 1.500 Goldgulden bei Krakauer und Ofner Bürgern verpfändete. Aber auch die reichen Bürger lebten dazumal nach Herrenart. Von den Bauten der alten Zeit steht jetzt nur noch die von König Matthias erbaute Kirche in der Unterstadt. Um diese her lag der Markt, den wir lebhaftig vor uns zu sehen glauben. Da sitzen die Szegediner Höckerinnen (koka) in ihren Schuhen mit den klappernden Absätzen, in ihren langen bunten Schauben, unter ihren Planenzelten zwischen Körben voll Obst und hoch mit erlegten Kranichen und Wildgänsen bepacten Karren. Der Fischmarkt ist ganz abgesondert, weiter oben an der Theiß, und weist gewaltige Mengen von Fischen auf. Dreitausend Fischer arbeiten mit dem Netz und leben davon. Und doch sind die Fische fabelhaft wohlfeil; nach der Aufzeichnung des Graner Erzbischofs Mikolaus Dláh „waren Tausend Stück ellenlange Welse, mit Karpfen gemischt, um einen ungarischen Gulden zu haben“.

Die Fische werden für den Handel meistens getrocknet und gesalzen. In dieser Form pflegt man sie den großen Herren als Geschenk zu schicken. Der Szegediner Magistrat befindet sich nämlich immer und ewig zu Zweien und Dreien auf Deputationsgängen. Bald heißt es dem König die Steuer überbringen, und dann werden den pflichtschuldigen Denaren noch als Geschenke gesalzene Fische und meisterlich genähte Carmesin-Stiefel beigegefügt für den König, die Königin, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen; bald wieder müssen sie vor den Palatinus treten, der für das Weiderecht der kumanischen Puszten zwei persische Teppiche zu fordern hat.

Aber auch die Bevölkerung ist fortwährend unterwegs. Die Gewerbsleute: Kürschner, Weber, Schneider, Hutmacher, Leinwandhändler und Seifensieder bringen ihre Waaren auf schweren Lastwagen über Pest bis nach Kaschau und Bartfeld. Die Händler mit Syrmierweinen haben sich einen noch ausgedehnteren Markt geschaffen. Auf Schiffen und Flößen befahren sie die Theiß und Maros, später auch die Donau, und verschiffen Wein und Holz. Dabei treiben die Bewohner auch eine ausgiebige Viehzucht, zu welchem Zweck die Stadtväter auf jede Weise die reichen Hutweiden zu mehren trachten. Sie forschen nach Rechtstiteln, erheben Klagen, führen Prozesse, um eine Puszta oder einen Weiler zu gewinnen. Sie erwerben Privilegien, Handel und Gewerbe wachsen zusehends, sie häufen Vermögen an und verschwägern sich mit den Magnaten des Landes, doch ohne dieserwegen jenen bürgerlich-demokratischen Geist unter sich aussterben zu lassen, der allezeit zum eigenthümlichen Typus der Stadt gehört hat. So sympathisirt z. B. die wohlhabende Bürgerschaft mit dem Bauernheere Georg Dózsás, der hier seine Kreuzfahrer sammelt. Und daß er hier starke Wurzeln gehabt haben muß, geht aus Szapolyhais Verfahren hervor, der,

nachdem er Dózsa in Temesvár hatte hinrichten lassen, nach den Worten Verancsics' „ihn köpfen ließ und den Kopf nach Szegedin schickte als Geschenk für den Szegediner Ober-richter, dessen Name Blasius Pálffy war.“

Wie jede andere Stadt, wurde auch Szegedin schon vor der Mohács-er Katastrophe von kleineren Unglücksfällen betroffen. Im Jahre 1444, am Tage des heiligen Dominik, erbebt die Erde unter minutenlangem Brausen und Dröhnen und erschütterte die Häuser. Und zwar geschah dieses an demselben Tage, da der in Szegedin weilende König Wladislaw jene berühmte Urkunde erließ, durch die er den Frieden brach.

Doch rasch erholte sich Szegedin von diesen Schlägen und gelangte zur Zeit des Hauses Hunyadi zu neuer Blüte. Der Gouverneur Johann Hunyadi und mehr noch sein



Eingestürzte Häuser in Szegedin bei der Überschwemmung von 1879.

Sohn, König Matthias, würdigten in ihren Freiheitsbriefen aufs wärmste die großen Dienste, welche die Stadt in den Kämpfen gegen die Türken, so bei Belgrad, Zajca und anderwärts, geleistet hatte. Zwei Reichstage hielt König Matthias in Szegedin ab, dem er seine besondere Gunst zuwandte, indem er es verschwenderisch mit Gütern bereicherte, da, wie der weise König in einem seiner Schriftstücke sagt: „Ruhm und Kraft der Länder im Reichthum und in der Wohlfahrt der Städte bestehen“. Der Tod des „großen Protectors“ bildet einen Markstein in der Geschichte Szegedins. Seine Sonne stand nun im Zenith und begann von da an sich zu neigen. Die Glocken der sieben Kirchen von Szegedin (denn sieben waren es nach mündlicher Überlieferung) mögen gar traurig geklungen haben, als sie der Magistrat am Tage der Beerdigung des Königs vier Stunden lang läuten ließ.

Unter den beiden folgenden schwachen Königen lockerte sich die staatliche Ordnung erschreckend rasch. Mächtige Oligarchen standen auf und traten Recht und Gesetz mit Füßen.

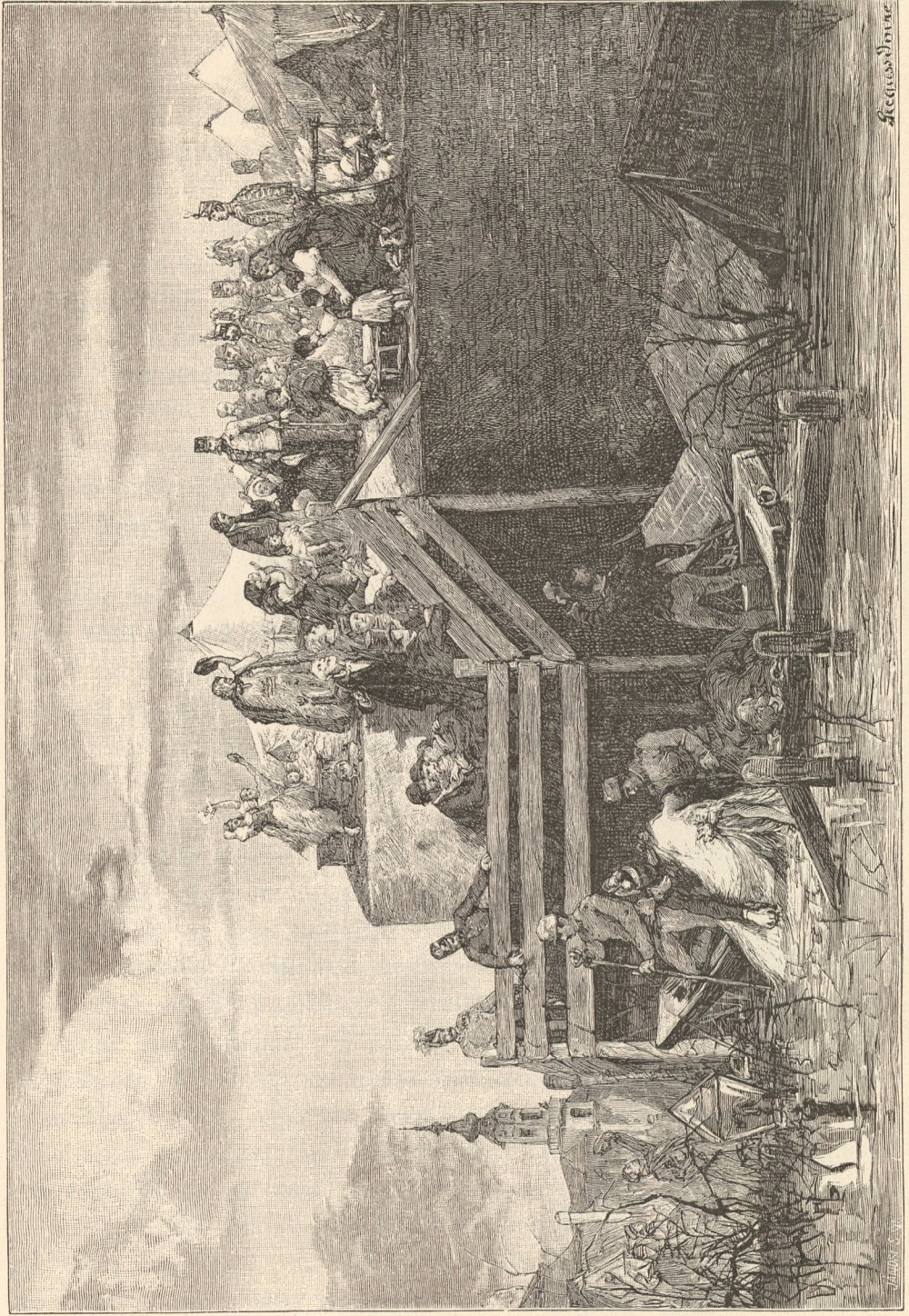
Der Streusand war von den Schenkungsbriefen Matthias' noch nicht herabgerieselt, als man bereits anfang, sie bei Seite zu schieben. Die großen Herren raubten der Stadt ein Privileg nach dem anderen. Woher hätte König Wladislaw II. (vom Volke „Dobzse László“ genannt), der nach dem Bericht des päpstlichen Legaten nicht einmal Stiefel hatte, die Kraft nehmen sollen, sie zu zügeln? . . . Dózsa mußte kommen, Mohács konnte nicht ausbleiben!

Die Niederlage bei Mohács machte der glänzenden Rolle der Stadt ein Ende. Kammen doch überhaupt jetzt schwere Zeiten, besonders für die Städte. Diejenigen, die es mit Szapolyhai hielten, wurden durch Ferdinands Heere verwüstet, während Szapolyhai die Getreuen Ferdinands vernichtete. Länger als ein Jahrzehnt schwankte Szegedin hinüber und herüber. Es hielt zu Szapolyhai, suchte aber auch Ferdinand nicht zu verletzen. Beiden Parteien war es um den Besitz der Stadt zu thun, noch mehr aber nach Szapolyhais Tode dem in Ofen regierenden Mehemed Pascha. Vielleicht quälte ihn, nach der Vermuthung des Geschichtschreibers Jászai, der Gedanke, daß Ibrahim Pascha, als er nach der Schlacht bei Mohács einen Beutezug gegen Szegedin machte, aus den dortigen unabsehbaren Schafherden 50.000 Stück für sich herausgehoben, ja selbst der Desterdar Iskender Cselebi 20.000 Stück mitgenommen hatte, so daß er nun seinerseits es kaum erwarten konnte, auch sein Theil abzubekommen.

Als es in Szegedin ruckbar wurde, daß der Pascha einen Angriff plane, und als die Stadt sich zum Widerstand zu schwach fühlte, da entsandte sie Boten an den Pascha, um ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen. Und so gelangte die Stadt für lange Zeit unter das türkische Joch.

Es findet sich zwar auch ferner noch manches interessante Blatt in seiner Geschichte. Das berühmte Abenteuer Michael Tóth's ist durch Sebastian Tinódi besungen worden. Auch die Kuruzen Franz Rákóczi's II. ließen ihre Säbel vor den Mauern erblinken; doch hatte dergleichen keinerlei Einfluß auf das Schicksal der entvölkerten, verheerten Trümmerstadt, deren Verhältnisse dadurch weder besser, noch schlechter wurden. Seit die Türken in der Festung herrschen, ist die Bevölkerung wie gelähmt und erdrückt und muß manche schwere Unbill tragen. Die einzelnen Zweige des Handels liegen darnieder, denn das Gehen und Kommen der Kaufleute ist gefährdet. So lassen die Stammbürger den Handel immer mehr aus ihren Händen schlüpfen und er geht an die einwandernden Raizen über.

Die reicheren Einwohner wanderten nach Oberungarn aus und die Stadt verkam. Der Oberrichter, der in den Straßen Szegedins nicht anders erschien als mit zwei Geschworenen vor und mit zweien hinter sich, die ihn mit erhobenen Stäben begleiteten, wie die Victoren den römischen Consul — diese einst so würdevolle Persönlichkeit saß jetzt im Hofe des Paschas herum und paßte auf dessen Befehle auf. Auch das Selbstgefühl

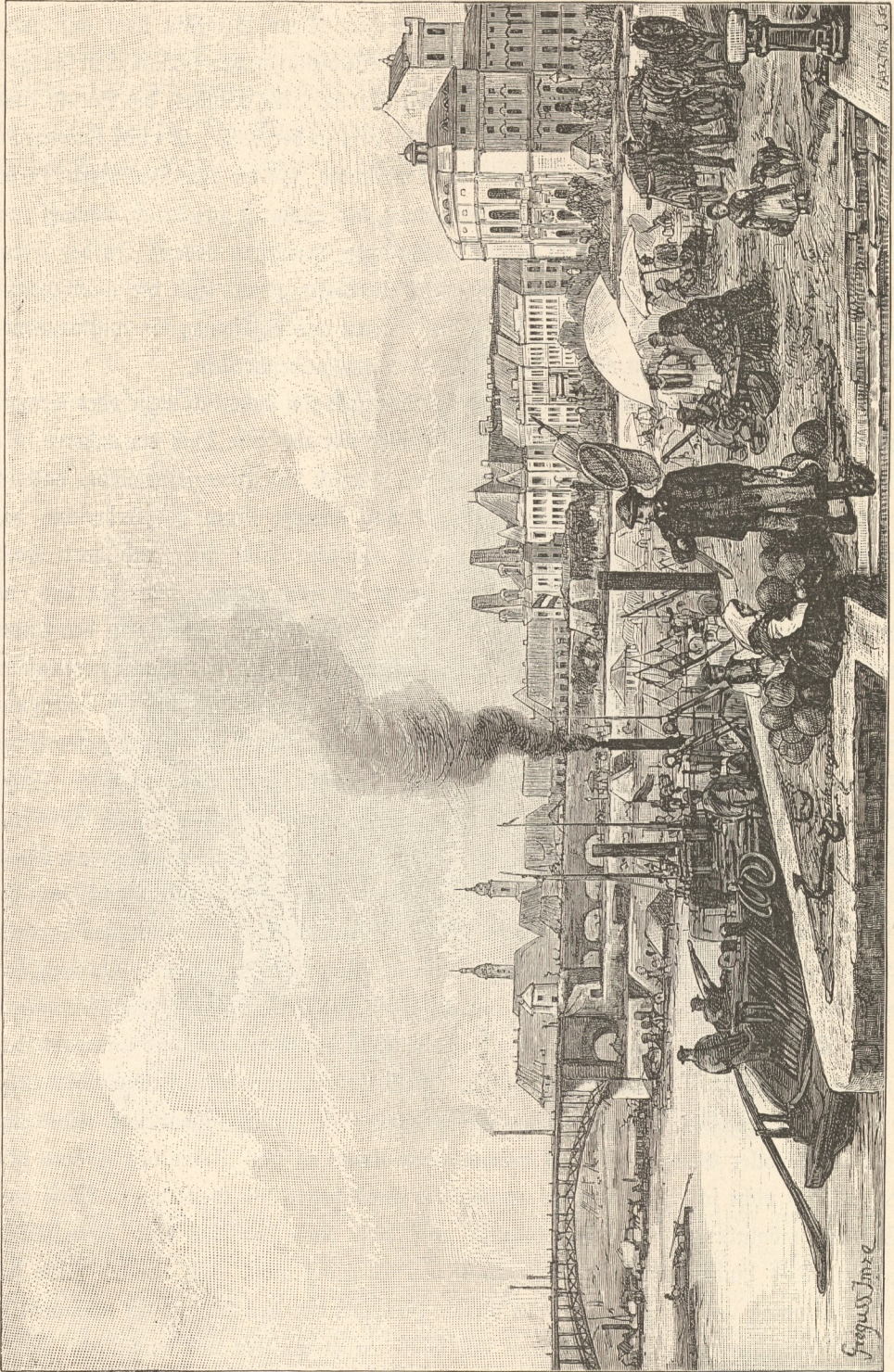


Seine Majestät auf der Walfest der Seegediner Festung während der Überschwemmung von 1879.

Seefeld

der Bevölkerung erlosch. Sie verlor ganz jenen feineren Sinn für die Bedingungen der Entwicklung ihrer Stadt, der sie seit Jahrhunderten ausgezeichnet hatte. Und dieser Sinn erwachte auch lange nicht wieder, nicht einmal nachdem Szegegin im Jahre 1686 zurückerobert und von den Türken geräumt war. Der einst so mächtige Stadtrath war ein gewöhnlicher Krähwinkelrath geworden und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht im Stande, die Stadt in ihrem stetigen Sinken aufzuhalten; er hebt Steuern ein, verfolgt Räuber und schlichtet die Tageshändel der Parteien, auf etwas Anderes erstreckt sich seine Aufmerksamkeit nicht. Und dazwischen wird die unglückliche Stadt auch noch häufig von Überschwemmungen heimgesucht, und nach und nach verliert sie alle ihre Privilegien, so daß selbst ihre primitivsten Befugnisse schon in Frage schweben. Da hilft sie sich mit dem schlauen Kniff, daß sie ein altes, aus dem Jahre 1200 stammendes Siegel aus der Theiß herausfischt, von dessen halbverwischtem Wappen noch die Worte „Sigillum Regiae . . . egediensis“, die beiden die Theiß und Maros darstellenden Binden und der zum Adler gewordene Pelikan, mit den Abzeichen des *jus gladii*, erhalten geblieben sind. Mit diesem Siegel als Beweisstück setzt sie alles irgend Bewegliche in Bewegung, um die Anerkennung ihrer alten Rechte durchzusetzen, und keineswegs ohne Erfolg.

Der alte Glanz, die alte Macht der Stadt leben nur noch als eine Sage. Kein alter Palast steht mehr, selbst ein hübscheres steinernes Haus findet sich sehr selten. Keine Szegeginer Studenten zeigen sich mehr auf ausländischen Universitäten, in den Schaufenstern der Kaufläden glänzen keine Kostbarkeiten mehr. Die lange Reihe von Schicksalsschlägen hat Alles niedergedrückt und abgestumpft. In der Geschichte der Stadt wimmelt es von düsteren Katastrophen jeder Art. Alle vier Elemente haben sich gegen sie empört. Das Feuer hat sie verheert, die Erde ist unter ihr erbebt, die Luft hat sie vergiftet, denn die bösen Pestilenzen von 1710 und 1738 bis 1740 wütheten furchtbar unter der Einwohnerschaft, ihr verbissenster Verfolger aber ist jederzeit das Wasser. Kein Wunder, wenn ihre Kraft nicht Stand hielt. Sie vegetirte dahin und harrte der schöneren Tage, sanft und geduldig wie das Lamm in ihrem Wappen. Nur zwei Dinge blieben in diesem Volke zu allen Zeiten und trotz aller Schicksalsschläge lebendig: der Ameisenfleiß und die Anhänglichkeit an die Scholle der Muttererde. In allem Anderen ist das Sinken ein fortwährendes und der geistige Horizont wird immer enger, so daß ein abergläubiger Irrwahn, der seinerzeit einen großen Theil Europas beherrschte, hier zu unumschränkter Macht gelangt und der Magistrat noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Hexen foltert und verbrennt, Weiber, die mit dem Teufel Dromo buhlen und auf Dfenbesen und Backschaukeln zu den Versammlungen auf den Blocksberg reiten, und Männer, welche die Milch der Kühe verderben und die Hexenzunft commandiren. Doch konnte auch dieses Darniederliegen nur ein zeitweiliges sein. Die Muttererde mußte früher oder später den



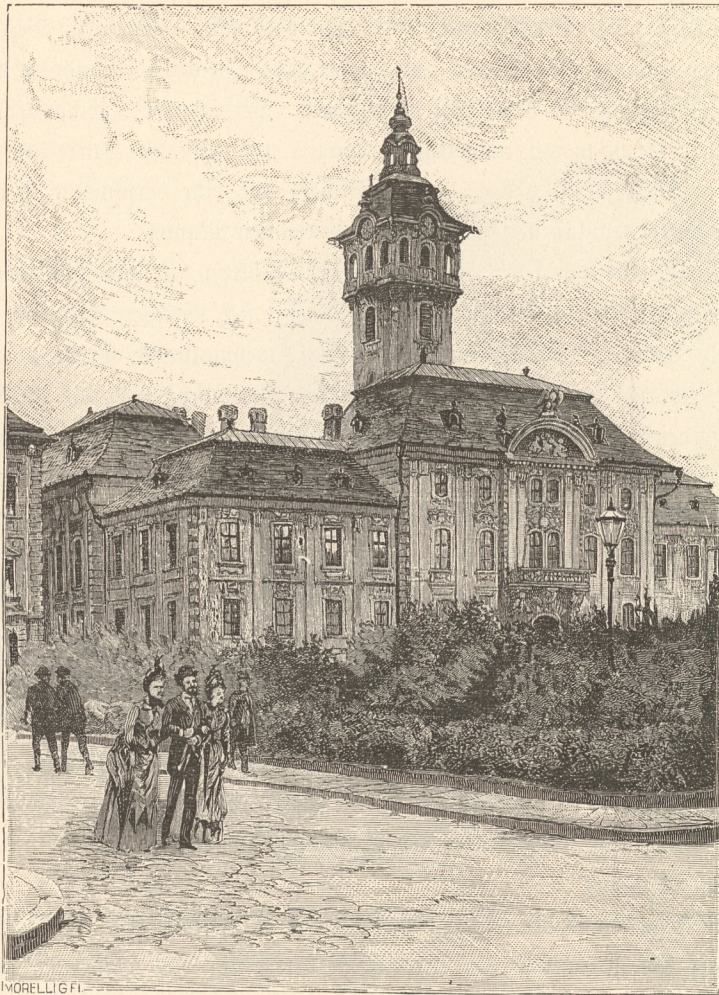
Der Heißhau bei Esgebin, von Norden gesehen.

ganzen Rattenkönig von Ungemach wieder gutmachen. Denn Szegedin liegt auf einem gar guten Boden. Einerseits ist es von den reichen Weideplätzen der humanischen Puszten umgeben, die andere Seite aber umgibt die Weizenkammer des Landes, die Bácska, und auch Torontál mit seiner üppigen schwarzen Erde liegt in der Nähe. So viel konnten die Türken nicht rauben, so viel die Elemente nicht verheeren, als die gute Muttererde zurück zuerstatten vermochte. Auch die eigene Gemarkung der Stadt ist vorzüglich, obwohl zum Theil Sandboden. Hier und da ist sie mit sodahaltigen Gewässern bedeckt. In der Ferne blinkt zuweilen ein Teich auf, einem riesigen Silberthaler gleich. Und die unabsehbare, gleichförmig graue Fläche nimmt erst bei den Gärten von Szatymaz ein willkommenes Ende. Übrigens ist es nicht nöthig, dieses Gebiet eigens zu beschreiben.

Die größeren magyarischen Städte des Alföld sind sich äußerlich mehr oder weniger gleich. Ihre Gemarkungen sehen einander so ähnlich wie eine Elle Tuch der anderen. Da ist die Ebene mit ihrer Luftspiegelung, nur begrenzt durch das Himmelsgewölbe, das sich ringsum zu ihr niederzuneigen scheint, da ist das dumpfe Grau des Erdreichs, das unabsehbare Meer von Ähren, — immer das nämliche Bild. Hier und dort taucht eine einsame, von keinem Baum beschattete Tanya auf: ein weißes Häuschen und eine Brunnenstange. Bei Szegedin ist das alles genau so wie bei Kecskemét. An den Enden der Städte stehen Windmühlen und in den Straßen wiederholen sich allerlei gemeinsame Züge. Jede Stadt aber besitzt etwas, womit sie sich brüstet: Debreczin sein Collegium, Szegedin seine Matthiaskirche. Jede hat die Specialität irgend eines berühmt gewordenen Productes der Industrie oder Landwirthschaft: Szegedin seine Schnappmesser, Seife, Paprika, Tarhonya (eine getrocknete, schrotförmige Mehlspeise), Kecskemét seine Äpfel und Aprikosen, Debreczin seine Pfeifen, Bratwürste und Speck. Und auch einen großen Mann besitzt jede Stadt, an dem sie der Welt zeigen kann, wie weit es mit ihrer Intelligenz her ist: Debreczin hat den Lyriker und Epiker Michael Csokonai-Vitéz, Kecskemét den Tragiker Josef Katona, Szegedin den Romandichter Andreas Dugonics. Dazu kommt nun noch, daß auch die Menschen sich gleichen, nicht nur äußerlich, sondern auch nach ihrer Sinnesart.

Der männliche Einwohner von Szegedin ist in der Regel kurz und untersezt, das intelligente Gesicht ist durch lebhaftige Augen erhellt, der mächtig entwickelte Schädel zeigt eine gewisse tatarische Eckigkeit. Seine verschnörkelte, die Tempi einhaltende Redeweise, sein würdevoller Gang weisen auf orientalischen Ursprung hin. Unter den Frauen gibt es vielleicht nicht so viele auffällige magyrische Schönheiten wie weiterhin in Makó oder Szentes, möglicherweise aus dem Grunde, weil diese Race durchaus keine Vermischung zuläßt. Das hindert aber die Männerwelt von Szegedin nicht, nach uralter Sitte sich jeden Sonntag um die Mittagszeit in dichten Gruppen vor den Kirchen zu versammeln, um die heraustretenden jungen Frauen und Mädchen zu mustern und vergnügten Auges

zu betrachten. Freilich ist auch genug an ihnen zu sehen, denn sie kleiden sich reich und prächtig. Unter dem bunt geblumten, hundertfach gefältelten, rauschenden Seidenrock stecken noch zwölf andere. Der Anzug einer jungen Frau von „Kang“ besteht nämlich aus dreizehn Röcken, der einer Jungfrau aus neun Röcken, da sie ja schlanker sein soll; um die



Das Rathhaus zu Szegedin.

Büste ist ein großes kostbares Seidentuch im Werth von 40 bis 50 Gulden geschlungen, dessen befranste Enden noch bis auf die Hacken niedergleiten. Die jungen Frauen tragen kurze, meist einfarbige seidene Zoppen, die je nach dem Schnitt kaczabáj oder leves heißen. In dieser Volkstracht erkennt man keinerlei magyarisches Motiv, weder der Form, noch der Farbe nach; der Rock ist übermäßig lang und zeigt die weißen Strümpfe erst

von den Knöcheln an, von da aber auch bis ans Ende, selbst die Ferse, denn nur die Spitze des Fußes steckt in dem weißen, mit Goldspitzen besetzten, hinten offenen Pantoffel, in dem nur die Szegedinerin so geschickt einherzuschreiten, ja selbst zu laufen und zu tanzen versteht, daß sie ihn nicht verliert.

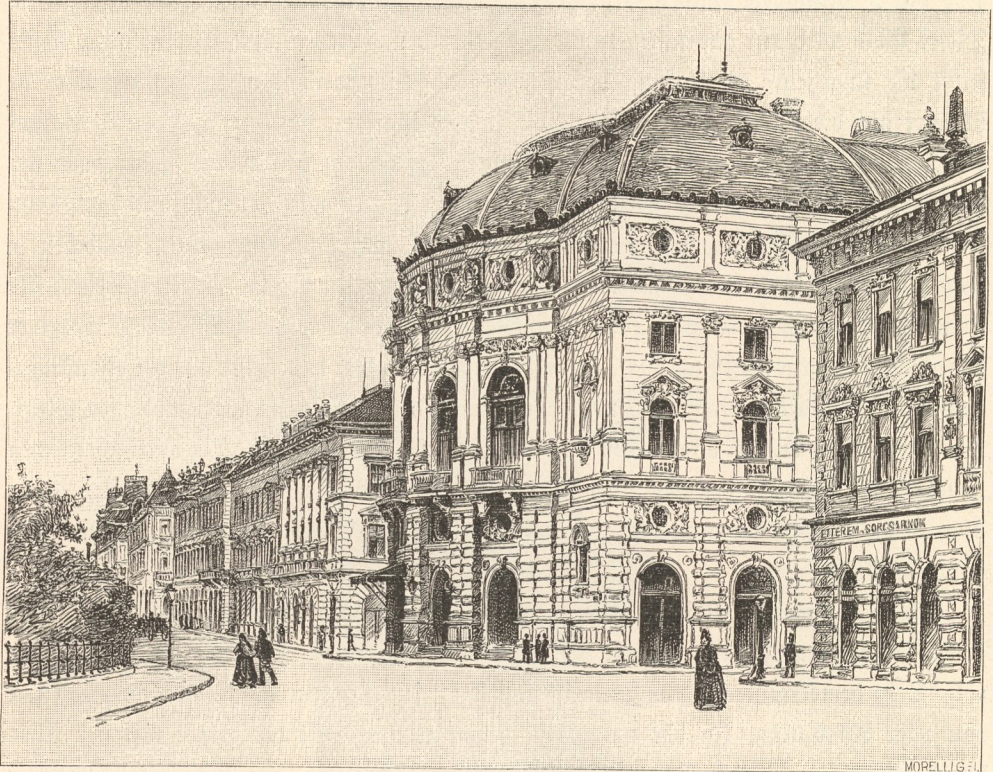
Die Tracht der Männer ist von magyarischem Charakter. In der Unterstadt, mit überwiegend bäuerlicher Bevölkerung, trägt man dunkelblaue Spenzer, Westen mit einer Reihe silberner Knöpfe, Stiefelhosen und runde Hüte. In der Oberstadt ist die Tracht je nach der Beschäftigung der Leute eine verschiedene. Der „super“ (Schopper) trägt einen braunen kurzen Spenzer mit umgelegtem Kragen und auf die Stiefelröhren herunter gelassene Pantalons, doch hat der „fisér“ (Fischer) auch eine verschürzte Tracht und der Müller trägt einen hellblauen, fast ins Weiße spielenden Mantel.

Wie bei den meisten in der Ebene wohnenden Völkern, ist auch hier weniger Poesie zu finden als in den Bergen. Selbst in der Liebe zeigt sich weniger Schwung. Der Klang der Lieder ist nicht so melancholisch, schmerzlich, wehmuthvoll vibrirend; sie sind die farbigen Seifenblasen der guten Laune, der Zuchhe-Stimmung oder die Ausbrüche eines wilden Empfindens. Der Szegediner Bursche sucht sich eine Zukünftige, deren Vermögen dem seinigen entspricht, oder nach Umständen eine, die kräftig genug ist, einen vollen Sack spielend aufzuheben, und ihm eine emsige gute Hauswirthin werden kann, und so denkt auch der Heiratsvermittler, „gügyü“ genannt. Dabei ist zu bemerken, daß ein Bursche aus der Oberstadt auch seine Braut dort sucht, denn Niemand heirathet gern aus einem anderen Stadttheil heraus. Nimmt die erkorene Jungfrau das Schönthum an, welches aus den Plauderstündchen der Samstagabende besteht, so wird sie dem Burschen ganz unterthan. Sonntag-Nachmittags ist Tanz im Neu-Szegediner Volksgarten, sie aber darf dort mit keinem Anderen tanzen, wenn der Bursche es nicht erlaubt, und wehe dem, der sich etwa einfallen ließe, während des Tanzes, wenn die Paare sich auflösen und jedes einzelne für sich den „Frischen“ tanzt, das Mädchen wegzufangen — eine Schlägerei auf Leben und Tod wäre sogleich fertig.

Der Volksgarten ist der einzige Ausflugsort für 70.000 Seelen. Dort treffen sich an Sonntagen die Bewohner der einzelnen Stadttheile: das glänzende herrschaftliche Publicum des Palánk, die strammen übermüthigen Bursche der Oberstadt, die uralten Familien der Unterstadt und die koketten jungen Frauen des Rochusviertels. Herr und Bauer, Arm und Reich vergnügen sich mit einander. Einen anderen Ort, wo an glühenden Sommertagen etwas Schatten zu finden wäre, gibt es nicht. Der Maffoswald (Eichenwald), der andere Ausflugsort, ist durch die Überschwemmung des Jahres 1879 zu Grunde gegangen und jetzt in Acker von Privatleuten verwandelt. Szatymaz aber, wo sich die Wein- und Obstgärten befinden, liegt zu weit von der Stadt. Dort wächst der schmackhafte

leichte „Kräcker“, der sogenannte „Buczkaer“ (buczka = Sandhügel), der in der Szegediner Volksküche eine große Rolle spielt.

Diese Szegediner Küche aber ist so beschaffen, daß es heller Undank wäre, leichtthin über sie hinwegzugehen. Sie besitzt eine ganze Reihe von Specialitäten. Vor Allem das weltberühmte Fisch-Paprikás, an dem sich der Eingeborne von der Wiege bis zum Sarge nicht satt ist: man versteht es hier bei dem großen Überfluß an Fischen vorzüglich



Das Theater zu Szegedin.

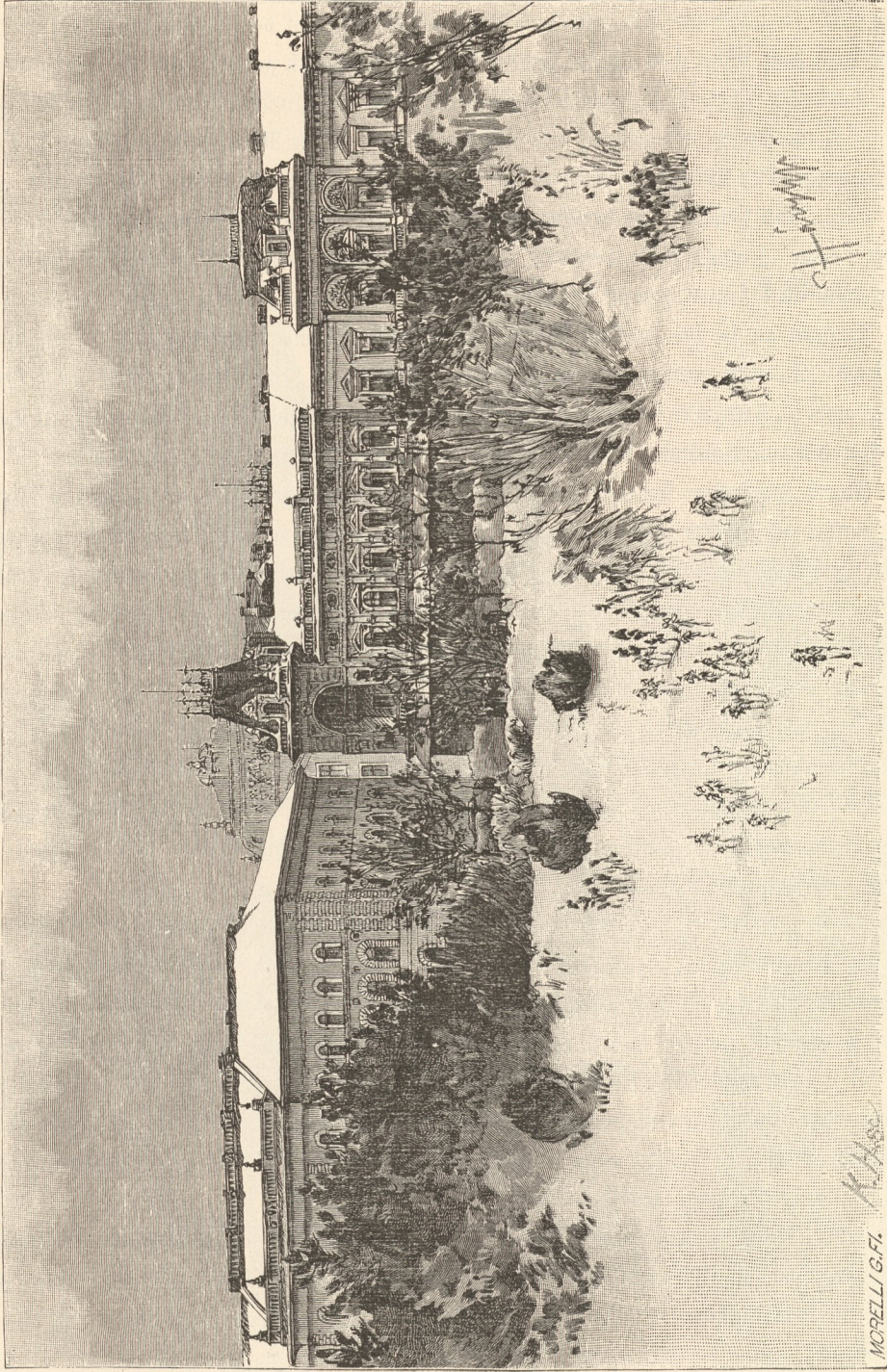
zuzubereiten, indem man verschiedene Fischsorten zerstückelt und durcheinander in den Kochkessel wirft, nicht ohne daß ein alter Fischersmann, der noch Latein studirt hat, halbblaut die Beschwörungsformel dazu brummt: „habeat colorem, odorem et saporem“. Auch das Sauerkraut („gefülltes Kraut“ heißt in Szegedin „szárma“) weiß man hier stilgerecht zu behandeln nach dem Spruch: „eine Reihe Öhrchen, eine Reihe Schnäuzchen, eine Reihe Fettes, eine Reihe Füllsel“. Und dann erst das köstliche Tarchonya, die feine „Apfelpita“, das Hühnerpaprikás in „langem“ Saft mit gezupften Nockerln (Zweckerln), ein Gericht, dessen Geheimniß wohl in dem eigenartigen Wohlgeschmack des Szegediner Paprikás begründet ist.

Der Szegediner Bürger ist ein kundiger Landwirth und ausgezeichnete Arbeiter. Er cultivirt seinen Acker noch besser als der weithin berühmte bulgarische Gärtner. Auf einem hoch Paprika-Boden gewinnt er etliche hundert Gulden jährlich. Das Jahreserträgniß der Papriacultur wird auf eine halbe Million Gulden geschätzt. Wie die Deutchen zu sparen wissen, ersieht man daraus, daß die der Unterstadt allein (die eigentliche Urbevölkerung der Stadt und durch viele kleine Züge von der der Oberstadt verschieden) 1½ bis 2 Millionen Gulden Einlagen in der Szegedin-Uzongrader Sparkasse haben. Dieses Geld wird nur angetastet, wenn irgendwo Grund und Boden zu kaufen ist. Denn selbst die ungeheure Gemarkung der Stadt genügt ihnen nicht mehr, rasch greifen sie hinüber auf die humanischen Puszten. Sie sind so sparsam, daß der Szegediner Bürger den Luxus beinahe für etwas Unfittliches ansieht. Er hat ein Sprichwort: „Ein Haus mit Pfauen und Pappeln geht zu Grunde“. Dabei aber lebt er ganz gut und führt im Winter des Sonntags seine Familie fogar ins Theater, wo man nicht selten Bauernmädchen in Logen sitzen sieht, in einer Reihe mit den Honoratioren der Stadt. Er selbst freilich sitzt mittlerweile draußen mit dem Herrn Schwager oder Gevatter beim Weinchen, wobei er seinem Geiste gerne die Richtung „unter den Thurm“ gibt, das heißt auf die öffentlichen Interessen, welche der Magistrat unter dem Thurme des Rathhauses wahrzunehmen pflegt. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist herkömmlich. Die wirthschaftlichen Zustände der Stadt bilden das allgemeine Gespräch, zumal sie ziemlich verwickelter Natur sind, denn die Behörde verwaltet ihre ungeheuren Liegenschaften theils selbst, theils gibt sie sie in Pacht.

Der Szegediner ist im Allgemeinen von edlem Charakter, nicht ganz offen, aber großmüthig, gutherzig und gerecht, zäh, aber nicht halsstarrig, stark und grob, aber nicht roh. Sein demokratisches Bewußtsein ist aufrichtig, sein Magyarenthum natürlich und frei von aller Affectation. In der magyarischem-demokratischen Luft der Stadt löst sich jedes fremdartige Element auf. Der Eingewanderte wird Magyare, der wappenstolze Adelige bekehrt sich in dieser Umgebung zur bürgerlichen Gesinnung. Und während Szegedin im Inneren magyarisirt, colonisirt es nach auswärts. Insbesondere magyarisirt es das Torontáler Comitát. Vier- bis fünfhundert schwäbische Knaben besuchen jahraus jahrein die Szegediner Schulen, zumeist „in Tausch“, und lernen nicht nur die magyarische Sprache, sondern athmen auch den nationalen Geist ein.

Der Szegediner Dialect stimmt im Allgemeinen mit dem des Alföld überein. Auch hier wird statt des mittleren *e* ein *ö* gesprochen, statt des *ü* und *ú* am Wortende vielfach *e* und *a*: statt *keserü* z. B. *kesere*, statt *savanyú* *savanya*.

Bei der magyarischen Bevölkerung des ländlichen Gebiets nimmt der Dialect in jedem Dorfe eine andere Schattirung an, doch immer ohne wesentliche Unterschiede. Mató



Der Szeferny-Bau zu Szegedin (im Winter aufgenommen).

MORELLI G.F.

spricht anders als Dorozsma und dieses anders als Horgos, wie dies in charakteristischer Weise eine alte historische Anekdote zum Ausdruck bringt. Auf der ehemaligen Schiffbrücke mußte nach dem städtischen Statut Jedermann Brückenmauth zahlen, nur die Szegediner nicht. Natürlich führte dies zu zahllosen Mißbräuchen. Die Hinüber- und Herübergehenden gaben sich immer für Szegediner aus und die Bagen in der Mauthlade wollten sich gar nicht mehren. Der Magistrat zerbrach sich den Kopf darüber, wie diesem Übel Einhalt zu thun wäre. Und siehe da, ein verschmitzter Einfall half aufs gründlichste, wo lange Jahre hindurch keine Strenge, keine Controle, kein Statut genügt hatten. Dem Mautheinnehmer wurde nämlich befohlen, fortan die Leute an der Brücke nicht mehr zu fragen, woher sie seien, sondern an sie die amtliche Frage zu richten: „Womit wird bei Euch die Suppe gegessen?“ Darauf antwortete der Makóer: „Kalánnal“ (mit dem Löffel), und der Dorozsmaer: „Kanoávä“, worauf der Einnehmer auf sie losfuhr: „Gut, so zahlt die Mauth und damit Punktum; denn der Szegediner ißt die Suppe kanállal (mit dem Löffel)“.

Durch spitzfindige Einfälle hat sich Szegedin oftmals genügt; auch in den Handel und Wandel des Volkes sind sie übergegangen und Szegedin war in dieser Hinsicht stets dem ganzen Alföld voraus. Seine Märkte waren berühmt, sein Kleingewerbe nahm eine beherrschende Stellung ein, einzelne seiner kleinen Industrieerzeugnisse (Paprika, Seife, Tarhonya) wurden im ganzen Lande beliebt und drangen sogar ins Ausland. Doch dies versah die Szegediner nur mit Brot, den Kuchen verdienten sie sich durch Fischfang, Schifffahrt und Holzhandel, die drei Hauptquellen ihres Wohlstandes, denen sich als vierte die Eisenbahn angeschlossen, als die gesammte Production des reichen Landestheiles hier ihren Durchgangspunkt hatte. Im Außenbezirk besitzen die Ackerbautreibenden der jetzigen zweiundzwanzig Hauptmannschaften eine andere ergiebige Quelle des Gedeihens, nämlich eine großartige Viehzucht.

Sonderbar genug, daß die alte Bevölkerung Szegedins trotz der Betriebsamkeit und des Handelsgeistes, welche sie charakterisirten, sich einzelne Handelszweige dennoch entschlüpfen ließ, so daß diese den Serben anheimfielen, welche im Jahre 1687 hereinströmten und sich zwischen den Palissaden (palánk = Planken) der Stadt niederließen.

Der Stadttheil Palánk wurde das Nest für Elemente verschiedenster Abstammung; deutsche Gewerksleute, griechische Krämer verwandelten sich hier durch eine gewisse ethnographische Gährung in Magyaren, indem sie nach und nach die typischen Eigenschaften des Szegediner civis annahmen.

Jeden Morgen, seit undenklichen Zeiten, versammelt sich auf dem Plage vor dem Rathhaus jener Theil der männlichen Bevölkerung, welcher sich mit Kauf und Verkauf befaßt. Mehrere hundert Menschen treiben sich dort umher, Großfischer (fisér), Schiffszimmerleute (super = Schopper) und Kaufleute. Zu einer großen Gruppe geschlossen,



Der artesische Brunnen auf dem Ludwig Tisza-Ring zu Szegedin.

bedächtigt die Pfeife rauchend, scheinen sie nur zu hummeln; denn es gibt da kein Lärmen und Geschrei wie an der Börse, in der That aber machen sie eifrig Geschäfte. Und so vielerlei Handelsgeschäfte es auch geben mag, Alles wird da abgemacht, in der einen „Casino=Stunde“. Die Szegediner Bauernbörse ist vielleicht älter als die wirklichen Börsen, nur ist sie dem ungarischen Temperament angemessen.

Die Auswüchse des Geschäftsgeistes, Betrug und Schwindel, haben hier niemals Wurzel gefaßt, noch jetzt borgen die Söhne des Volkes Geld auf den guten Namen und das gegebene Wort gilt als Schuldschein. Es ist ein reiner Zufall, daß der weltbekannte Straßenräuber Kózsa Sándor ein „Hiesiger“ ist. Hier und in der Umgebung führte der überflüssig verherrlichte Held der Räuberromantik seine haarsträubenden Anschläge und empörenden Unthaten aus, hier verbüßte er später auch seine Strafe in einem Kerker der Festung, von welchem Jahrhunderte lang die Prophezeiung bestand, daß einst darin ein König haufen werde . . . Und siehe, der König der Betyáren hat darin gehaust.

Das nationale Erwachen und die Reformideen haben in den Vierziger=Jahren auch Szegedin erwärmt. Um diese Zeit beginnt das zweite Emporsteigen Szegedins aus jener elenden Lage, in welche es durch die Türkenherrschaft und die nach dieser eingetretene Erstarrung gelangt war. Wahrlich, es blühte nichts Anderes mehr als im Frühjahr die unbändige Theiß, wenn ungezählte Schwärme von Eintagsfliegen sich auf ihren Wellen tummeln und umhertreiben. Die Spuren der Cultur sind verwischt. Selbst die Stadt ist gleichsam nur ausgesteckt, indem einzelne Häuschen (zur Hälfte nur Erdhütten) auf dem unabsehbaren Gebiete ihre Lage bezeichnen. Ein hübscheres Gebäude kommt selten vor; das Kárász'sche Haus und der Sitz der städtischen Behörden bilden den Stolz der Stadt, aber auch diese kommen kaum irgend einem stattlicheren dörflichen Kastell gleich. In den Häusern findet man vielleicht auf diesem oder jenem Kleiderschranke die Werke des Andreas Dugonics oder des Vedres, welche Söhne der Stadt sind. Die Malerkunst kennt man nur aus den Sudeleien der dortigen Pfluscher. Kunstgegenstände gibt es keine, außer einem von König Matthias geschenkten Kirchengewand, das in der Kirche der Unterstadt gezeigt wird und einmal auf 60.000 Thaler geschätzt worden ist. Höchstens fände sich noch hier und dort in einer Schublade verworfen ein werthvoller archäologischer Gegenstand, der auf dem Öthalon (fünf Hügel), noch in der Gemarkung der Stadt, gefunden wurde.

Die von der Pester Universität heimkehrenden Jünglinge verbreiten hier die neuen Ideen, die freisinnige Luftströmung des Reichstages vom Jahre 1843, die Reformpläne Stefan Széchenyis. Unter dem Einfluß derselben erwacht die Stadt zum Bewußtsein und geht mit fieberhafter Hast daran, die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen. Mit wunderbarer Schnelligkeit nimmt sie ihren Aufschwung: Casinos und Vereine werden gegründet, ein Spital gebaut, das vernachlässigte Unterrichtswesen gehoben, der frische

Hauch des nationalen Geistes weht durch alle Nerven, die Bürger fremden Ursprungs nehmen magyarische Namen an, und in der neuen Atmosphäre klingt der Schlag des Hammers heiterer, der Meißel greift schärfer an und vielleicht ist selbst der Wels, den der Fischer fängt, größer.



Das Denkmal Andreas Dugonics' zu Szegebin.

Die Stürme von 1848 bis 1849 finden in Szegebin bereits die lebhafteste Stadt des Alföld. Es theiligt sich so kräftig am nationalen Kampfe wie noch an keinem seit der Dózsa'schen Empörung. Man sieht, daß nur die Ideen der Freiheit und Gleichheit es zu erwärmen vermögen. Bei Neu-Szegebin und Szent-Lamás kämpfen die Szegebiner Burschen wacker. Und die gesammte Bevölkerung der Stadt, welche unter Voetskan, Bethlen, Emerich Tökölyi und Franz Rákóczy II. recht lau und schwankend geblieben war, schart sich mit voller Hingebung um die bald siegreichen, bald zerzausten und sinkenden Fahnen

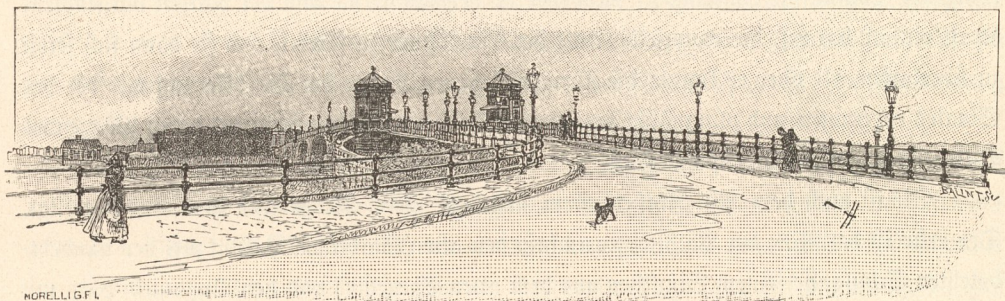
des Kampfes, bis endlich in der Schlacht bei Szöreg auch der Flintenschuß des letzten Honvéds verhallt ist.

In den Fünfziger-Jahren ging es mit der Stadt langsam vorwärts, dann aber, nachdem das verfassungsmäßige Leben eingetreten, schwoilen die Segel wieder von günstigem Winde und immer mehr nimmt die Stadt die charakteristischen Züge eines bedeutenden Handelsmittelpunktes, sowie die schimmernden Formen der westlichen Städte an. Neben ihrem alten, vortheilhaft bekannten Gymnasium errichtet sie noch eine treffliche Realschule, Industrie und Handel erweitern sich und passen sich den modernen Anforderungen an; draußen auf den Tanyas werden Bäume gepflanzt, wird der Boden verbessert, werden Volksschulen eingerichtet; in der Stadt aber entstehen Sparkassen und Banken, über die Hausdächer wachsen die stolzen Schloten einiger Fabriken empor, Schiffe durchfurchen emsig den Strom, und das alles obgleich die Stadt mehr als die Hälfte ihrer Kraft auf Dinge verwenden muß, welche die meisten Städte gar nichts angehen. Die sanft fließende Theiß, die sie sonst mit Wohlthaten überhäuft, braust und stürmt im Frühjahr, wenn in den Bergen die Schneeschmelze beginnt, oftmals bedrohlich an die Thore der Stadt heran. Da wird denn ein endloser Vertheidigungskrieg geführt. Die Dämme und Wehren verschlingen große Summen und viel Menschenkraft, die sonst dem Culturfortschritt zustatten kämen. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung widmet sich den Erdarbeiten und bildet sich für sie aus. Das sind die „Rubikos“, eine gegen die Angriffe der Theiß organisirte Armee, welche wohlgeübt ist im Bau der Dämme und im „Fangen“ des Wassers, das heißt im Verstopfen der entstandenen Brechen durch Säcke. Aber trotz der Ablenkung so vieler Kräfte hat sich Szegedin unter die großen Städte emporgearbeitet und geht einer glänzenden Zukunft entgegen, obwohl im Volksmund eine Legende lebt, „die Stadt werde ihre frühere Größe erst erreichen, wenn die Vorfahren zurückkehren.“ — Und siehe da, auch diese Unmöglichkeit ist zur Thatsache geworden.

Am 12. März 1879 brach die Theiß ein, um die nach der Bevölkerungszahl zweite Stadt des Reiches hinwegzufegen. Die graue, schmutzige Flut, welche von der Westseite der Stadt hereinströmte, füllte rasch alle Senkungen und erstieg sogar die Höhen. Sie verschlang die niedrigen Häuschen, von denen nur hier und da ein Stückchen Dach oder ein Rauchfang sichtbar blieb, zuweilen nicht einmal das. An den stockhohen Häusern leckte die Flut bis zu den obersten Fenstern empor. Von der einen Kirche sah man nur den Thurm. In dieser Sturmnacht, deren traurige Chronik das Herz von ganz Europa erschütterte, brach an einer Stelle Feuer aus, und die unheimliche Flamme beleuchtete den furchtbar majestätischen Einzug des triumphirenden Elements; feurige Funken stoben in den heulenden Lüften umher, trieben auf den hochgeschwellten Wogen dahin und schwärmten auf die Rähne nieder, welche die Flüchtenden trugen. Von einer halben Minute zur

andern hörte man näher und ferner das dumpfe Krachen eines einstürzenden Gebäudes. Und zu derselben Zeit, da hier über hundert Menschenleben verloren gingen, riß das Wasser auf dem Kirchhofe der Oberstadt die Gräber auf und in den herausgespülten Särgen kamen die Vorfahren heimgeschwommen in ihre einstigen Höfe.

Alles in allem blieb ein Raum von etlichen hundert Schritt trocken, eine Ecke der Schulgasse. Es war ein höchst eigenthümliches Bild, diese traurige Stadt, welche Todte hatte, aber keinen Friedhof. Man begrub die Todten in Szöreg. Die Neugeborenen taufte man in einem Eisenbahnwagen, der die Aufschrift trug: „Pfarramt“. Nur hier und da stand noch ein steinernes Haus. Dazwischen sah man bloß Schindeldächer, die in langen Reihen auf den Wellen zu hocken schienen. Auf den Hausdächern saßen die Raketen als einzige Wächter. Und in dieser Sündflut trieb das verschiedenartigste Hausgeräth umher,



Heißbrücke zwischen Szegedin und Neu-Szegedin.

und staute sich an irgend einer Steinwand zu ganzen Barrikaden auf. Emsig schafften die Rähne die Flüchtenden fort, von denen so manche eine ganze Nacht auf Bäumen festgeklammert verbracht hatten. Tagelang dauerte die Rettungsarbeit und sie war reich an schauerlichen Einzelheiten. Später fing man an, längs der Mauern der stehengebliebenen Häuser Gehwege aus Brettern anzubringen. Dann begannen die geflüchteten Bürger sich nach und nach heimzuwagen, hielten auf trockenem Boden, im Gasthof „Hungaria“ ihre erste Generalversammlung ab und beriethen rathlos, was zu thun wäre, und ob hier überhaupt noch je wieder Leben entstehen würde oder nicht. Die erste Versammlung der uralten Stadt wurde in einem räucherigen Spielzimmer abgehalten. Aber es stand ja auch das Schicksal der Stadt förmlich auf dem Spiele, es hing an einer Karte. Diese Karte jedoch war, wenn ein banaler Ausdruck erlaubt ist, ein Glücksblatt, — der König. Seine Majestät König Franz Joseph kam, tief bewegt durch den ungeheueren Schlag, eilends in die „obdachlose“ Stadt; im Rahne ließ er sich unter all das morsche Gemäuer hineinrudern, auf Rähnen kamen ihm die Deputationen entgegen. Von einem Rahne aus begrüßte ihn der Redner der Stadt bei diesem prunklosen Einzug. Und damals war es, daß der

hochherzige Monarch mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, jene denkwürdigen Worte der Beruhigung sprach: „Szegedin soll schöner werden, als es gewesen.“

Diese Worte verwandelten den Kleinmuth der Bürger in Hoffnung und ihr Anglick öffnete für sie allerwärts die Schleusen der Wohlthätigkeit. Von Einzelnen und Körperschaften, aus fremden Ländern und von fremden Völkern strömten die Gaben herbei, der Reichstag votirte eine bedeutende Summe für die Wiederherstellung der Stadt.

Mit der Aufgabe, den Eins gewordenen Willen des Königs und der Nation zu verkörpern, wurde durch Seine Majestät Ludwig Tizza als bevollmächtigter königlicher Commissär betraut, der denn auch noch im Sommer desselben Jahres in Gemeinschaft mit seinen zwölf Rätthen und seinem Beamtenpersonale daran ging, den Auftrag auszuführen. Hierzu bedurfte es staatsmännischen Blickes und eiserner Energie. Zwei Wege konnte der königliche Commissär einschlagen: entweder er verwandte die von der Nation dargebotene Kraft einfach darauf, die materielle Kraft der Einwohner zu stärken und sie dann sich selbst zu überlassen, — oder er konnte die übriggebliebenen Kräfte der Bevölkerung mit der des Staates vereinigen und planmäßig jene großartige neue Stadt erschaffen, deren glänzendes Bild uns jetzt am Theißufer bezaubert.

Sie ist nach dem Ringstraßensystem angelegt. Drei Ringe sind in einander gefügt. Der erste ist der Ring der Paläste; er umfaßt den alten Stadttheil Palánk mit der handelsbelebten Schulgasse (einem Stückchen aus dem alten Szegedin) und den Dugonics-Platz mit der schönen Realschule, in der die reiche öffentliche Bibliothek von 50.000 Bänden, dieses großartige Geschenk des Domherrn Somogyi, untergebracht ist. Auf diesem Platze erhebt sich auch die Statue des Schriftstellers Andreas Dugonics. In diesem Ringe stehen die bequemen Gasthöfe, hier befindet sich der Klauzál-Platz mit seinen glänzenden Schaufenstern und dem Getöse des Geschäftslebens, hierher öffnet sich der Széchényi-Platz, von herrlichen Palästen eingefast, hier erhebt sich das nach dem alten Modell aufgebaute Rathhaus, dessen Stirnseite mit dem Phönix geschmückt ist. Auf dem Boden der ehemaligen Festung, die der König der Stadt geschenkt hat, ragen prächtige zweistöckige Häuser mit Thürmen und Kuppeln empor, unter ihnen der Gerichtspalast und das ständige Theater, dessen edle Façade sich majestätisch in der zitternden Fläche der Theiß spiegelt. Etwas weiterhin neigt sich die mächtige, obgleich schlanke Eisenbrücke leicht über den Strom hinüber. Vom Neu-Szegediner Ende der Brücke gesehen, erscheint dieser Theil der Stadt wirklich feenhaft; gleich einem gestickten Teppich liegt vor ihm die reizende Stephanie-Promenade hingebreitet mit ihrem sinnreich erdachten Kiosk, in den man als Decoration ein Stück der alten Festung mitverbaut hat, eine Zelle mit eisernem Fenstergitter.

Der zweite Ring schließt die kleineren Häuser ein, aber auch diese sind schmuck, stoßhoch, die Schulen und öffentlichen Gebäude vollends palastartig. An den Radialstraßen

gibt es auch schon ebenerdige Häuser, doch mußten sie mit Vorgärtchen versehen werden. Interessant sind in den äußeren Theilen der Stadt die gleichförmigen volkstümlichen Häuschen, nach Szegediner Motiven entworfen, aber zweckmäßig abgeändert und verschönert. Nach der Gasse haben sie je zwei Fenster mit grünen Jalousien, hinter denen man Muscatblüten und Rosmarin erblickt; das Haus entlang zieht sich ein kleiner Säulengang, ganz mit Schnüren von Paprikaschoten behängt. Zur Luke der Feuermauer heraus hängt hergebrachterweise ein rother Maiskolben. Das „kleine Thor“ und der „sonnenbeschienene Dachgiebel“ sind gleichfalls unvermeidlich.

Den dritten Ring bilden die gewaltigen Schutzwerke von Szegedin, die Deiche und Ringdämme. Diese Molochs! Wie viel Geld haben sie schon verschlungen und wie viel werden sie noch verschlingen! Aber auch nach einer anderen Seite ist das Menschenmögliche geschehen gegen jedes Vorkommniß. Der Theißquai ist ausgebaut und das Erdreich an den tiefer gelegenen Stellen dergestalt aufgeschüttet, daß eine gleich große Überschwemmung heute nicht mehr ein gleich großes Unglück bedeuten würde.

Im Herbst 1883, als der König zum zweiten Male Szegedin besuchte, fand er auf der Trümmerstätte bereits eine neue Stadt, eine weit, weit schönere, als dort jemals gestanden, schöner als sie selbst nach der romantischen Phantasie gewisser Geschichtschreiber zur Zeit Sigismunds gewesen sein konnte. Drei volle Tage lang hat der König da Hof gehalten, so wie einst Matthias Corvinus. Mit seiner ganzen Umgebung, dem ganzen Hofstaate kam er und unter glänzenden Festen vergingen jene drei Freudentage. Ein schimmerndes, buntfarbiges Bild, wie aus dem ritterlichen Mittelalter, entrollte sich dem Auge. Man sah Gala-Equipagen und malerische Gruppen von Magnaten in Prachtgewändern. Die Bürger von Szegedin schritten durch die Straßen in nationaler Festtracht, den Säbel an der Hüfte, die Mente um die Schulter. Der König verlieh, während er dort weilte, Belohnungen, Orden, Adelstitel; der Neuschöpfer der Stadt selbst erhielt den Titel eines „Grafen von Szegedin“, welchen vor vierhundert Jahren Stefan Sárszegi als letzter getragen.

Später, als das königliche Commissariat zu Ende und das städtische Leben in sein gewöhnliches Alltagsgeleise zurückgekehrt war, begann wohl eine gewisse Ermattung sich geltend zu machen, wie sie auf besondere Anstrengungen nothwendig zu folgen pflegt, doch kann sich diese nur auf Jahre, höchstens auf eine Generation erstrecken. Die Symptome der Erschöpfung, welche sich in dem materiellen Sinken einzelner Einwohner zeigen, sind zum beträchtlichen Theile auf die größeren Ansprüche zurückzuführen, denn die Wiederherstellung hat, im Verhältniß zu den Palästen der Stadt, mit einem Ruck auch das sociale, geistige Niveau Szegedins gehoben. Und dies war der schwerere und löblichere Theil des tüchtigen Werkes.

Doch auch sonst haben jene Besorgnisse keine Bedeutung, welche durch den materiellen Niedergang Einzelner genährt werden. Die Stadt selbst, deren Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1842 87.000 Gulden betragen, arbeitet gegenwärtig mit einem Budget von einer Million und 100.000 Gulden.

Dieses auffallende Wachsthum ist eben durch die Neugestaltung und die Hebung des Ackerbaues hervorgebracht worden. Die prangenden Obstgärten, reichen Kleefelder und Äcker der unteren Tanya waren vor vierzig Jahren eine förmliche Sahara. Ein großer Theil der Flugsandflächen diente nur dem Spiele der Fata Morgana. Diese Felder, welche im Jahre 1853 der Stadt kaum zwei Gulden vom Foch einbrachten, sind jetzt durchschnittlich mit acht Gulden verpachtet. Schon diese kleine Thatsache wirft ein Licht auf den langen erfolgreichen Entwicklungsgang, den die berühmte Fischerstadt zurückgelegt hat, aus eigener Kraft ausbreitend, aber auch auf Fittigen vorwärts getragen.



Brodhöferin und Kubitos-Arbeiter.